

RAINER SLOTTA, *Romanische Architektur im Lothringischen Département Meurthe-et-Moselle*. Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde, Bd. 20. Bonn (Rudolf Habelt Verlag) 1976. 330 S., 106 S. Tafeln. DM 70,—.

Rainer Slottas umfangreiche Dissertation wendet sich einem bislang sehr vernachlässigten Gebiet mittelalterlicher Bauforschung zu und kann schon aus diesem Grund besondere Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen. Die romanische Architektur Lothringens ist bisher nirgends umfassend dargestellt, sondern immer nur in Teilbereichen bearbeitet worden (vgl. dazu Hans Erich Kubach, der Trierer Kunstraum im 11.—13. Jhd. In: Trierer Zeitschrift 12, 1937, 81 ff. und zuletzt Pierre Simonin, *Essai sur l'architecture religieuse en Lorraine du XIe au XVe siècle*. In: *Pays lorrain* 44, 1963 ff.). Grundlegend, wenn auch in vielen Einzelergebnissen inzwischen von der Forschung überholt, ist immer noch die vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienene Untersuchung Georges Durands (*Les églises romanes des Vosges*. Paris 1913), während für den von Slotta behandelten Bereich vor allem die (von Anfang an umstrittene) Dissertation von Josef Ernst-Weiß über Früh- und hochromanische Baukunst in Metz und Umgebung (Berlin 1937) und das nach wie vor unentbehrliche Inventarwerk von Heribert Reiners und Wilhelm Ewald (*Kunstdenkmäler zwischen Maas und Mosel*. München 1921) hervorzuheben wären. Schließlich sei die Dissertation von Norbert Müller-Dietrich genannt (*Die romanische Skulptur in Lothringen*. München 1968 = *Kunstwissenschaftliche Studien* Bd. XLI), deren Ergebnisse Slotta manchmal vielleicht allzu bereitwillig übernimmt.

Diese Vorarbeiten und die z.T. weit in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Einzelbeiträge der Lokalforschung bilden den Ausgangspunkt der Untersuchung, die durchaus nicht nur auf den angekündigten Bereich beschränkt bleibt, sondern — zumal in den kunsthistorischen Fragen — immer wieder über die engen Départementsgrenzen hinausgreift, um die regional gebundenen Eigenheiten der einzelnen Monumente (es handelt sich ausschließlich um Sakralbauten) und die kunstlandschaftlichen Zusammenhänge genauer fassen zu können. Zunächst werden die Bauten der ottonischen und der frühromanischen Epoche vorgestellt. Es folgen die Bauwerke der hoch- und spätromanischen Epoche, typologisch geordnet nach Hallenbauten, Basiliken, Saalkirchen. Nach der Vorstellung der Denkmäler werden Einzelprobleme erörtert. Stellvertretend für Gesamtlothringen wird im Metzger Gebiet der Übergang von der Spätromanik zur Frühgotik untersucht. Eine vergleichende Zusammenschau der Kämpfer und Basen zur Erarbeitung von Datierungskriterien schließt sich an. Danach werden spezifisch „lothringische“ Architekturphänomene behandelt (Apsidengliederungen, Stützenwechsel); schließlich geht es um die „Frage, ob der lothringische Kunstraum tatsächlich ‚lothringisch‘, trierisch oder anders bezeichnet werden muß“. (ibid., 11 f.)

Hauptziel der Arbeit ist die Inventarisierung des romanischen Baubestandes im Département Meurthe-et-Moselle (Hauptorte: Longuyon, Lunéville, Nancy und Toul), und auf diesen Aspekt werden sich daher auch die folgenden Bemerkungen konzentrieren (zu anderen Gesichtspunkten vgl. die — für die Zeitschrift f. Kunstgesch. vorgesehene — Rezension H. E. Kubachs, dem auch die vorliegende Besprechung wichtige Anregungen verdankt). Slotta beschreibt, analysiert und datiert insgesamt nicht weniger als 133 Einzelmonumente. Er ergänzt seinen klar und prägnant formulierten Text durch Karten zur Verbreitung der Denkmäler, der Hallen und Basiliken, der Sattel- und Pyramidendächer, der Rippenenden in „Tüten-Form“ sowie der Rundtürme, ferner durch eine Zusammenstellung der Typen Lothringischer Saalkirchen und schließlich durch ca. 500 Einzel- (z. T. Nach-)Zeichnungen, die u. a. zur Veranschaulichung der zahlreichen Rekonstruktionsvorschläge dienen, darunter 22 Gesamtansichten, ca. 50 Gesamtgrundrisse, mehr als 20 Gesamtschnitte und weit über 300 Detail- und Profildzeichnungen.

Nach eigenen Angaben begann der Verfasser im März 1971 mit der Bearbeitung des Themas und konnte bereits im Juni 1973 das Manuskript vorlegen — eine erstaunliche Leistung angesichts des umfangreichen Materials und der nicht eben leicht zugänglichen Literatur. Daß dieses rasante Arbeitstempo sich freilich nicht immer günstig auf die einzelnen Bauaufnahmen ausgewirkt hat, zeigt das Beispiel der ehemaligen Prioratskirche St. Etienne in *Deneuvre* bei Baccarat im Bistum Toul, die Slotta zu Recht als einen der bedeutendsten romanischen Bauten des Départements Meurthe-et-Moselle hervorhebt (Abb. 7).

Die dreischiffige Säulenbasilika ist heute weitgehend zerstört und bis auf ihre als Kapelle dienenden Ostteile profaniert. In seinem Rekonstruktionsvorschlag unterstellt Slotta, daß die spitz zulaufenden Vierungsbogen die ursprünglichen sind, die nachträglich nur abgefast worden seien. Er übersieht dabei jedoch, daß sich außen auf der Nordseite über dem bestehenden Spitzbogen die Reste eines älteren Rundbogens erhalten haben, die als ein sicheres Indiz dafür zu nehmen sind, daß ursprünglich die Vierungsbogen — genau wie alle anderen intakt erhaltenen Bogenläufe des Kernbaus — halbkreisförmig geführt waren (vgl. z. B. auch den östlich anschließenden Apsisbogen, dessen Kämpfer noch z. T. sichtbar sind). Ungewiß ist auch, ob das spätgotisch überwölbte querrrechteckige Chorjoch ursprünglich flachgedeckt war, wie Slotta glaubt, denn entgegen der Mitteilung des Verf. lassen sich in der Mauerkrone oberhalb der Gewölbezone keine zu einer Flachdecke gehörenden Balkenlöcher feststellen und Schildbogen sind sowohl auf der Nord- als auch auf der Südwand erhalten. Die jetzigen Gewölbe können also durchaus Vorgänger gehabt haben.

Sicher zutreffend ist Slottas Deutung der in der Nordwand des Chorjochs sichtbaren „Nische“ als Rest eines alten Zugangs zu der anschließenden Seitenchorkapelle — nur übernimmt diese Öffnung nicht, wie in der Re-

konstruktionszeichnung angegeben, die Kämpferhöhe der Vierung, sondern bleibt sogar mit ihrem Scheitel noch deutlich unterhalb dieser Zone. Die auf dem rekonstruierten Längsschnitt sichtbare Rundbogenöffnung in der Südwand ist also entsprechend zu korrigieren; die Gliederung des östlichen Vierungspfeylers ist ebenfalls falsch angegeben und das Fenster über dem Durchgang zum Nebenchor entschieden höher als das im Schnitt eingezeichnete.

Abgesehen von diesen fehlerhaften Eintragungen ist Slottas Rekonstruktionsskizze vor allem deshalb unbrauchbar, weil sie außer acht läßt, daß die Kämpferhöhe der Vierungsbögen und des Apsisbogens bedeutend über den Kämpfern der Mittelschiffarkaden liegt, die zudem auch nicht um die westlichen Vierungspfeyler verkröpft, sondern nur um die zugehörige Vorlage herumgeführt sind. — Festzuhalten bleibt Slottas Rekonstruktion der Apsis: ihre in der südlichen Strebevorlage der Ostwand erhaltenen Reste lassen den vermuteten halbrunden Chorschluß als gesichert erscheinen. Die flankierenden Chorkapellen waren freilich weniger tief als die Grundrißskizze vorgibt, ihr flacher Schluß ist nicht nachgewiesen.

Die Bedeutung dieser Anlage läßt eine genaue Bauaufnahme dringend wünschenswert erscheinen. Schon eine gründliche Vermessung und wenige Stichgrabungen könnten zu einer nahezu vollständigen und sicheren Rekonstruktion des Ursprungsbaus führen, über dessen Datierung dann ebenfalls neu zu reden wäre.

Westlich von Deneuvre liegt *Froville*, das innerhalb des von Slotta bearbeiteten Départements „die wichtigste und am besten erhaltene Kirchenanlage des 11. Jahrhunderts“ besitzt (*ibid.*, 14). Von der mit Cluny zusammenhängenden ehemaligen Prioratskirche Ste. Marie stehen noch der Westturm und das dreischiffige Langhaus, auf dessen Stützenwechsel Kubach bereits 1937 aufmerksam gemacht hat (*op. cit.*, 85): es unterbricht die Abfolge seiner Rundstützen in der Langhausmitte durch eine Pfeilerstellung (alle Stützen übrigens mit Trapezkapitellen ohne Kämpfer). Slotta zieht zum Vergleich die abgebrochene Prioratskirche St. Pierre et Ste. Marie von Châtenois bei Neufchâtel heran (vgl. M. de Chanteau, *Anciennes sépultures de l'église du prieuré de St. Pierre de Châtenois*, in: *Mém. de la Soc. d'archéol. lorraine* 3e série VII, 1879, 283 ff., Grundriß *ibid.*, 286), deren 6 Rundstützen in der Mitte von einem Rechteckpfeiler unterteilt waren, ähnlich wie es in der Mitte des 12. Jahrhunderts dann noch einmal das Langhaus der Kathedrale von Besançon zeigt (vgl. Jochen Zink, *Die mittelalterliche Kathedrale von Besançon bis zum 13. Jahrhundert*. Phil. Diss. Freiburg i. Br. 1974, 134 ff. mit weiteren Beispielen aus dem 11. und 12. Jahrhundert). Dort ist die Mittelteilung nicht motivgeschichtlich sondern in erster Linie von der Liturgie her zu begründen. Die Pfeiler markierten die Grenze zwischen der Kanoniker- und der Volkskirche, die durch eine Abschrankung an dieser Stelle voneinander getrennt waren. Für Froville und

die übrigen vergleichbaren Bauten mögen ähnliche Gründe ausschlaggebend gewesen sein. Daß die Zäsur dort wie in Besançon in der Langhausmitte liegt, erscheint angesichts der Querhauslosigkeit der beiden Bauten kaum verwunderlich.

Ein besonders interessanter Bau ist der „Clocher Porche“ von St. Gorgon in *Varangéville* (ebenfalls profaniert; *Abb. 8b*). Der auf der Nordseite von einem aufwendigen längsoblongen „Treppenhaus“ flankierte mächtige Turmbau ist in zwei hohen Geschossen bis auf die Gewölbe, in einem dritten Stockwerk im Ansatz erhalten. Erd- und Emporengeschoß öffneten sich in weiten Rundbogen nach Osten, so daß nach dieser Seite hin mit einem dem Westbau ursprünglich angeschlossenen Saal gerechnet werden muß. Slottas Angaben erweisen sich im allgemeinen als zutreffend, können im einzelnen jedoch korrigiert und ergänzt werden. So ist z. B. im Erdgeschoß des Turmes nicht der ganze umlaufende Innensockel attisch profiliert, sondern lediglich die Basen der darauf stehenden Eckpilaster. Diese Vorlagen wachsen glatt auf bis zu ihren in situ erhaltenen Kämpferprofilen (Platte, Plättchen, Wulst und durch Plättchen abgesetzte Kehle), darüber steigen glatte Schildbogen auf, zwischen denen sich noch die Ansätze des ursprünglichen Kreuzgratgewölbes erhalten haben. In Slottas Grundriß des Erdgeschosses fehlt der im unteren Teil erhaltene Außenpilaster der Ostwand (mit attischer Basis), der die inzwischen vermauerte Bogenöffnung flankiert und sicher ein Pendant gehabt hat. Diese Vorlagen sitzen nicht in der Achse der Pilaster auf der Westseite des Turmes und sind daher für die Rekonstruktion der Gesamtanlage (v. a. des östlich anschließenden Saales) besonders wichtig.

Das von einem Kreuzgratgewölbe überspannte Obergeschoß des „Treppenhauses“, mit Fenstern in der West-, Nord- und (zugesetzt) auch in der Ostwand, ist nur über eine ungewöhnlich enge und unbequeme Wendeltreppe zu erreichen, so daß Slottas Deutung als Schatzkammer plausibel erscheint. Wenn seine Annahme eines Altans im Zwickel von Turm und Annex zutreffen sollte, so bleiben doch Zweifel an Einzelheiten der Rekonstruktion (Aufbau und Dachlösung), die nicht genau den deutlich sichtbaren Befunden entspricht, nur einen Teil der offenbar nachträglich in das bestehende Mauerwerk eingetieften Balkenlöcher berücksichtigt und die zugesetzte Türöffnung in der Nordwand des Turmes übergeht. Inwiefern für diese „Außenkanzel . . . der Westbau des Trierer Domes bestimmend“ war, ist nicht ersichtlich. Hervorzuheben ist dagegen Slottas Hinweis auf den „Clocher Porche“ von St. Michel in Saint-Mihiel, zu dem wichtige neue Einzelbeobachtungen vorgetragen werden. Indessen erscheinen die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Bauten nicht so zwingend, daß damit auch alle Datierungsfragen schon gelöst wären. Muß denn der Westbau von Saint-Mihiel in seinem ältesten Bestand wirklich erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts begonnen worden sein und ist für den von *Varangéville* eine Datierung in das dritte Jahrhundertviertel endgültig auszuschließen?

Slotta ordnet dieser Gruppe lothringischer Westbauten auch den Westturm der kleinen Dorfkirche von *Puxe-Laloeuf* zu. Er vergleicht das erste Stockwerk über dem tonnengewölbten Durchgangsgeschoß dieses Turms u. a. mit den Turmemporen von *Varangéville* und deutet es daher als Emporenraum für die Adligen des Hauses *Vaudémont* (ibid. 165); die Anlage gehöre zu den Vorstufen der genannten Bautengruppe (ibid. 171). Es handelt sich um einen flachgedeckten, ausgesprochen unrepräsentativen, niedrigen Raum, der von Westen durch einen *Oculus* beleuchtet wird und sich im Unterschied etwa zu *Varangéville* oder *Saint-Mihiel* nicht mit einer großen Arkade in das Kircheninnere öffnete, sondern in seiner der Kirche zugewandten Ostwand lediglich eine von einer Tür verschlossene Rundbogenöffnung zeigt. Der sehr kleine, offenbar schon immer unverputzte Raum läßt seitlich der ihn durchschneidenden Holzterasse so wenig Platz, daß weder die von Slotta vorgeschlagene Zuordnung noch die Deutung als Adlensempore überzeugend erscheinen.

Zumindest gewagt ist der Rekonstruktionsvorschlag zu der unweit von *Puxe* gelegenen Pfarrkirche *St. Germain* in *Battigny*. Da die wenigen wiederverwendeten (und in ihrer Herkunft keineswegs gesicherten) „Gesimsstücke keine Rundungen aufweisen“, ordnet sie Slotta dem verlorengegangenen romanischen Chor zu und rekonstruiert diesen infolgedessen als „Rechteckchor oder polygonale Apsis“ (ibid. 213).

Bedenken bleiben auch gegenüber der Befundinterpretation und dem Datierungsvorschlag für *St. Martin* in *Mairy*. Slotta geht davon aus, daß die dreischiffige Pfeilerbasilika, deren Mittelschiffpfeiler in sorgfältigem Großquaderwerk mit Preßfugen aufgeführt sind, im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts dem offenbar bereits bestehenden Westturm (Simonin: Ende des 11. Jhs.; Reiners: „doch wohl gleichzeitig mit dem Langhaus“) angeschlossen wurde. Mit Reiners nimmt er eine von West nach Ost fortschreitende Bauführung an, eine Vermutung, die angesichts der augenfälligen Einheitlichkeit der Kirche und ihres verzogenen Anschlusses an den Westturm nicht gerade als die nächstliegende zu bezeichnen ist.

Die Geschlossenheit der Anlage stimmt auch skeptisch gegenüber der von Slotta vorgeschlagenen Einteilung in einzelne Bauabschnitte. So erschließt er beispielsweise eine dritte Bauphase allein aufgrund der Tatsache, daß nur die — ansonsten ihren *Pendants* genau entsprechenden — südlichen Obergadenfenster außen einen Kantenrundstab zeigen: „als . . . die Langhausarkaden, der Triumphbogen und die Seitenschiffe standen . . . erbaute man zunächst die nördliche, anschließend die südliche Obergadenwand“ (ibid., 92). Der tatsächliche Anlaß für die unterschiedliche Gliederung der Obergadenfenster dürfte jedoch in dem Bestreben zu sehen sein, die dem Dorf zugekehrte Südflanke der ganz am Ortsrand gelegenen Kirche aufwendiger zu gestalten als die abgewandte Nordseite. Auf der Südseite liegt denn auch das Eingangsportal der Kirche, das im Unterschied zu der maß-

stäblichen Zeichnung auf Tf. 63 über dem Sturz ein offenes Bogenfeld zeigt. Die Abhängigkeit zur Porte de l'officialité der Verduner Kathedrale ist offensichtlich. Das insgesamt sehr flache Kämpferprofil des Portals von St. Martin fügt entgegen Slottas Angaben zwischen Platte und Wulst keine Schräge ein, die untere Platte ist auch kein Glied des Kämpfers, sondern Deckplatte des daruntersitzenden Kapitells (vgl. S. 91). Slottas Behauptung, dieses Portal sei „eindeutig nachträglich an die Seitenschiffaußenmauer gegengesetzt worden“ (S. 91), findet im Befund keine Stütze: Die Lagerfugen der Außenmauern und der Pokalwandung laufen teilweise durch.

Der Röllchenfries über dem Portal gehört eng mit dem der Apsis zusammen. Das innen am Kalottenansatz der Apsis verlaufende Profil entspricht dem Dachgesims des Langhauses; es schließt eine Blendbogengliederung ab, die über sechs (nicht vier) Säulen aufsteigt, unter denen die beiden östlichen durch ihre sechs- (nicht acht-)eckigen Schäfte, mit entsprechend gebrochenen Halsringen und den daraufsitzen den korinthischen Bossenkapitellen auffallen (die Sockel und die attischen Basen mit den Eckzehen sind erneuert). Das Scheitelfenster der Apsis zeigt außen den gleichen Kantenwulst wie die südlichen Obergadenfenster — ein Motiv, das in den Verduner Obergadenfenstern vorgebildet war. Das Gesims der westl. Seitenschiffwände stimmt ebenfalls wörtlich mit den an der Verduner Kathedrale erhaltenen Außengesimsen (vgl. die Querhausflügel) überein. In Anbetracht des Verduner Weihedatums von 1147 wird man daher davon ausgehen müssen, daß Langhaus und Apsis der Kirche von Mairy frühestens in der Jahrhundertmitte in einheitlichem Bauvorgang dem bestehenden Westturm angeschlossen worden sind.

Für die ehemalige Prioratskirche St. Martin in *Mont-Saint-Martin* möchte Slotta zwei voneinander abzuhebende Bauzustände (Bau I und Bau II) erschließen. Konkrete Baunachrichten zu der zweifellos bedeutenden Anlage fehlen. 1124 bestätigte Gottfried von Namur die Schenkung des Priorats. Im 19. Jahrhundert wird die dreischiffige Stufenhalle mit ihren drei Ost-Apsiden durchgreifend restauriert — der genaue Umfang dieser Maßnahmen wäre festzustellen. Die Befundaufnahme Slottas erscheint wiederum im einzelnen anfechtbar. So unterstellt er, daß die in die Westwand zur Aufnahme der Mittelschiffarkaden eingelassenen Konsolen „nachträglich aus einer rechteckigen Vorlage herausgearbeitet worden sind“ (S. 53); doch lassen sich für diese Annahme ebensowenig Befunde beibringen wie für seine These, daß die über Wulstsockeln (nicht attischen Basen) aufwachsenden Mittelschiffstützen ursprünglich als einfache Kreuzpfeiler aufgeführt und erst nachträglich zum Mittelschiff hin durch Abarbeitungen „einmal abgetrept worden“ seien (S. 54).

Slotta erschließt dies aus den „Abfasungen“ am Ansatz des darüber aufsteigenden Mittelschiffgurtes, die freilich notwendig waren, um den gedrängt danebensitzenden Anfängern der Gewölberippen auf der gemein-

samen Kämpferplatte Platz zu schaffen. Da der Befund die Trennung von Gurt und Rippen in zwei gesonderte Bauphasen nicht zwingend erscheinen läßt (auch die darunterstehenden Kapitelle müssen nicht aus der Vorlage herausgeschlagen worden sein, wie Slotta meint) und da außerdem der Bogenquerschnitt mit dem von Slotta für die zugehörige Vorlage erschlossenen keineswegs eindeutig korrespondiert, wird man die vorgeschlagene Deutung und Rekonstruktion zurückweisen müssen. Dies um so mehr, als die erhaltenen Innenpilaster der Seitenschiffwände den gleichen Querschnitt (also ebenfalls eine Rücklage) zeigen wie die Mittelschiffvorlagen der Langhausstützen, ohne daß sich an ihnen irgendeine Spur nachträglicher Bearbeitungen feststellen ließe. Über den Kämpferplatten dieser Vorlagen steigen die zum großen Teil noch intakt erhaltenen Gurtbogen und Kappen der gratigen Seitenschiffgewölbe auf. Die Westwand verzichtet auf entsprechende Vorlagen — hier dienen Konsolen als Auflager, die in situ erhalten sind. Entsprechende Konsolen in den Seitenchören lassen darauf schließen, daß die dort vorhandenen Kreuzgratgewölbe ebenfalls von Anfang an vorgesehen waren (vgl. dag. Slotta, S. 55 und Anm. 88). Ob auch die gestaffelten Mittelschiffvorlagen der Langhauspfeiler zur Aufnahme von Kreuzgratgewölben bestimmt waren, ist ohne erneute Bauanalyse nicht sicher zu entscheiden, scheint jedoch durchaus im Bereich des Möglichen zu liegen; nicht nur aufgrund der Analogien zu den Seitenschiffvorlagen, sondern vor allem auch angesichts der in die Westwand eingelassenen Konsolen, die den Auflagern der westlichen Langhausarkaden zum Mittelschiff hin angefügt sind und mit ihnen gemeinsame Kämpferprofile haben. Sie könnten daher durchaus als Gewölbekämpfer anzusprechen sein (vgl. dag. Slotta, S. 78, Anm. 83).

Den mächtigen Konsolen in der Westwand sind die des Apsisbogens eng verwandt, die jedoch ebensowenig wie die westlichen aus älteren Vorlagen herausgemeißelt sein dürften. Ihr Kämpferprofil findet sich wieder an den Mittelschiffpfeilern, am Westportal (Kämpfer und Zackenrahmung, die übrigens mit den von Slotta herangezogenen Zackenrändern des Plattenfrieses am Trierer Dom nichts zu tun hat) und in der Leibung des in die Westwand eingelassenen Kreisfensters, während die Zahnblätter am Mittelring, an den Speichen und Bögen dieses Fensters denen des inneren Apsisgesimses entsprechen. Alles deutet auf einen geschlossenen Bauzusammenhang, wobei lediglich die für die Provinz immer üblichen Toleranzen in Rechnung zu stellen sind. Die von Slotta zum Beweis eines nachträglichen Fassadenumbaus aufgeführten Indizien sind ebenfalls nicht stichhaltig. Unter den heutigen Basen des Westportals sind auch keine älteren Basen sichtbar, wie Slotta versichert.

Da also die Befunde (Steinmaterial, Mauertechnik, auch die unterschiedliche Mauerstärke der Seitenschiffwände, die Pfeiler- und Vorlagenquerschnitte) nirgends zu der von Slotta vorgeschlagenen Unterteilung des Bau-

bestandes in einen flachgedeckten Bau I von der Mitte des 12. Jahrhunderts und einen um die Jahrhundertwende entstandenen gewölbten Bau II wirklich ausreichen, wird man zu prüfen haben, ob die unterschiedlichen Einzelformen und die architektonischen „Ungereimtheiten“, die ja fast ausnahmslos mit der Einwölbung von Mittelschiff und Chor zusammenhängen, sich nicht ebensogut in den Rahmen eines im großen und ganzen kontinuierlichen Bauvorgangs einfügen lassen, der etwa in das dritte Viertel des 12. Jahrhunderts zu datieren wäre und dessen wichtigster Einschnitt in dem Wechsel von der ursprünglich für alle Langhausteile vorgesehenen Kreuzgratwölbung zu den im Mittelschiff und Chorjoch dann tatsächlich ausgeführten Kreuzrippengewölben bestanden hätte. (Waren nicht die Rippenprofile wie übrigens auch die Konsolen am Außenbau durch die Verduner Kathedrale vorgebildet?)

Kaum anders dürften die ersten Bauvorgänge der Pfarrkirche St. Lambert in *Gézoncourt* zu beurteilen sein. Der kleine rippengewölbte Saalbau mit Vorchor und polygonal geschlossener Apsis hängt ganz offensichtlich von der nahegelegenen Kirche des Prämonstratenserpriorats von Blanzey ab, die im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts entstand, auch wenn er in den gewiß zuerst errichteten Ostteilen eine altertümlichere Bauzier zeigt. Angesichts der aufs engste am Vorbild orientierten Außengliederung der Apsis (*Abb. 8a*) und deren — von S. wohl übersehenen — vermauerten Spitzbogenfenster (darin über Blanzey hinausgehend) wird man sich diese Teile indessen kaum mit Slotta um dreißig Jahre vor dem westlich anschließenden Saal entstanden denken wollen (vgl. S. 144).

Ob ähnliches nicht auch für die Pfarrkirche St. Laurent in *Laitre-sous-Amance* zu gelten hätte, mag dahingestellt bleiben. Dort fallen Unstimmigkeiten in der Gliederung der Westfassade ins Auge, die Slotta wiederum zum Anlaß nimmt, zwei gesonderte Bauzustände zu rekonstruieren: eine im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts errichtete, durch fünf Blenden gegliederte Westfront (merkwürdigerweise ohne Eingangsportal) mit abschließendem Dreiecksgiebel und ein ca. 50 Jahre danach, 1150—1156, erfolgter Umbau, der zu dem überkommenen Bestand geführt habe. Da jedoch die erhaltenen, mit Ausnahme des Portals von Slotta dem Bau I zugeschriebenen unteren Partien der Fassade mit einer Blendengliederung über doppeltem Schmiegensockel, sauber verfugtem Großquaderwerk und Röllchenfries so in Lothringen nicht im 11. Jahrhundert, wohl aber in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nachweisbar sind (vgl. z. B. Varangéville), dürften auch in diesem Fall die beiden Bauabschnitte sehr viel näher zusammenrücken und wohl in das dritte Jahrhundertviertel zu datieren sein. Slottas These, daß nur eine Bauzeit bis 1156 in Betracht komme, ist ebensowenig begründet wie seine Vermutung, daß die — von ihm sicherlich überbewerteten — Beziehungen zwischen Haute-Seille (Weihe 1176, nach Slotta aber bereits in der Jahrhundertmitte im wesentlichen vollendet)

und Laitre-sous-Amance als der architektonische Niederschlag der „Konkurrenz unter den einzelnen Familienmitgliedern“ des oberlothringischen Herzogshauses zu verstehen seien (vgl. *ibid.*, S. 50 f. und S. 182).

Das Buch — zunächst beeindruckend durch die Fülle des ausgebreiteten Materials und der beigegebenen Illustrationen — hinterläßt am Ende einen durchaus zwiespältigen Eindruck. Als die erste wirklich umfassende und systematische Aufarbeitung eines bislang nur unzureichend erschlossenen Baubestandes stellt es die Forschung auf eine gänzlich neue, aber eben nicht immer zuverlässige Grundlage. Eine überarbeitete Fassung, die das von Slotta avisierte Ziel einer „Inventarisationsarbeit“ (vgl. *ibid.*, S. 11) noch konsequenter verfolgte, indem sie etwa auch die technischen Daten zu dem jeweils überkommenen Bestand (Maße, Material, Steinbearbeitung usw.) komplettierte, klarer zwischen intakt erhaltenen und restaurierten Partien differenzierte, ferner die nur sehr bedingt brauchbaren Skizzen im Anhang durch maßstabgerechte (und in den Plänen und Schnitten möglichst im gleichen Maßstab gehaltene) Bau- und Detailaufnahmen ersetzte und schließlich die lückenhafte historische Dokumentation ergänzte (Baunachrichten in der Originalversion), wäre dieser verdienstvollen Untersuchung sehr zu wünschen, die für alle weitere Auseinandersetzung mit der frühen Architektur im deutsch-französischen Grenzbereich unentbehrlich sein wird.

Jochen Zink

BEI DER REDAKTION EINGEGANGENE NEUEFSCH EINUNGEN

Renate Heidt: *Erwin Panofsky — Kunsttheorie und Einzelwerk*. Dissertationen zur Kunstgeschichte, 2. Köln-Wien, Böhlau Verlag 1977. VII, 368 S., 11 Abb. auf Taf.

Wolfgang Herrmann: *Deutsche Baukunst des 19. und 20. Jahrhunderts*. Neuauflage des 1932 erschienenen 1. Teils *Von 1770 bis 1840*. Erstdruck des 1933 unterdrückten 2. Teils *Von 1840 bis zur Gegenwart*. Schriftenreihe „gta“, 17. Basel-Stuttgart, Birkhäuser Verlag 1977. 112 S. mit 55 Abb.; 102 S., 63 Abb.

Gerhard Hinz: *Peter Joseph Lenné. Landschaftsgestalter und Städteplaner*. Reihe „Persönlichkeit und Geschichte“, 98. Göttingen, Musterschmidt-Verlag 1977. 98 S., 12 S.Taf. Brosch. DM 7,80.

Gustav René Hocke: *Schriftsteller und Maler Joachim Fernau — Sein malerisches Werk*. Wiesbaden-München, Limes Verlag 1976. 60 S., 25 Farbtaf., 20 S.Taf., 4 Taf., mit Abb. im Text DM 38,—.

Arne Hoff: *Windbüchsen und andere Druckluftwaffen*. Hamburg-Berlin, Verlag Paul Parey 1977. 105 S., 93 Abb. auf Taf. DM 79,—.